Pope Danila.

Eine Geschichte aus Rumänien. Von Marco Brociner (=Wien).

Ein Strahl der untergehenden Sonne umwebte mit einem goldigen Schimmer die etwas röthliche Nasenspitze des Popen Danila, der am Grabe seiner Frau stand, denn seine Frau war seit drei Tagen todt. Und seit einer halben Stunde ruhten ihre sterblichen Ueberreste unter dem frisch aufgeworfenen Grabhügel. Die Freunde des Popen hatten vergebens versucht, den Armen vom Grabe fortzuziehen. Er wehrte sich dagegen mit dem unbeugsamen Eigensinn der Verzweiflung. Er wollte noch eine Weile mit der Gottseligen stille Zwiesprache halten. Und so blieb er denn allein auf dem kleinen Gottesacker zurück. Das Haupt mit den langwallenden braunen Haarsträhnen tief zur Brust geneigt, stand Pope Danila in düstere Gedanken versunken da und starrte mit thränenlosen Augen auf die schwarzen, fettigen Schollen des Erdreichs. Ach, es war ja so plötzlich gekommen, daß er es noch immer nicht fassen konnte, wie es möglich sei, daß tief unten seine Frau liege, die noch vor wenigen Tagen frisch, munter und fröhlich gewesen, und mit der er letzten Sonntag erst einen Disput gehabt, bei dem sie sich überaus kräftig und beweglich erwiesen! Aber was hatte nur der Doktor gesagt? Ein Herzschlag? Ja so ein Herzschlag, der bläst das Lebenslicht gar rasch aus. Es war aber ein leichter Tod gewesen. Gottlob, daß sie schmerzlos in ein besseres Jenseits hinübergeschlummert! Gottlob, daß der Armen ein langwieriges Siechthum erspart geblieben, und daß er selbst kein Geld für theuere Medikamente hatte auszugeben brauchen! Das war immerhin eine Gnade des Himmels, wofür der Mensch in Demuth und ergebener Gelassenheit dankbar sein müsse. Friede ihrer Asche!.....

* * *

Diese Erwägungen hatten den starren Schmerz des Popen ein wenig gemildert. Er seufzte schwer auf, schlug ein Kreuz und fuhr dann mit der Hand über die Augen, die jetzt erst Thränen feuchteten. Hernach murmelte er: „Gott hat sie mir gegeben, Gott hat sie mir genommen, sein Name sei gepriesen in Ewigkeit. Amen."

„Amen," wiederholte der Küster Pandele, ein dünnes Männlein mit einer hohen Pelzmütze auf dem struppigen Kopf. Pandele, in dessen linken Mundwinkel ein glimmender Cigarettenstummel klebte, saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem umgestürzten, mit Moos bedeckten Grabstein, einige Schritte vom Popen entfernt. Seine schwimmenden Aeuglein deuteten darauf hin, daß er angeheitert war. Er hatte auch thatsächlich, seitdem die Leidtragenden den Friedhof verlassen, und während der Pope düster vor sich hingebrütet, ein langes, schmales, wie ein Fischlein geformtes Branntweinfläschchen, das er stets im Stiefelschaft mit sich herumtrug, mehrmals an den Mund geführt und es allmälig geleert. Daß der Küster beim Popen Wache hielt, geschah aus zwei wohlerwogenen Gründen. Zunächst deshalb, weil Pandele den Seelsorger des Städtchens nicht allein lassen wollte. So ein trostloser Ehemann ist ja unberechenbar! Am Ende thut er sich ein Leid an! Das wollte der Küster verhüten. Das war der erste, der edle, der humane Grund. Das andere Motiv hingegen entsprang einer etwas egoistischen Regung, entsprang der Erwägung, daß Pope Danila, einmal zu Hause, um seinen Schmerz zu betäuben, sicherlich einige Gläschen jenes gediegenen Rothweins eigener Fechsung sich zu Gemüthe führen würde, von dem er in seinem Keller mehrere Fäßchen lagern hatte. Und bei diesem stillen Trosttrunk gedachte der Küster dem Popen Gesellschaft zu leisten. Diese Erwägung war es denn auch, die seiner Stimme einen heiteren Klang verlieh, als er das Amen, das der Pope still vor sich hin gemurmelt, laut wiederholte.

Pope Danila blickte auf.

„Du bist es, Pandele!" seufzte er.

Der Küster erhob sich.

„Es wird dunkel und kühl," sagte er, „ich denke, wir gehen heim."

* * *

Sie verließen den Gottesacker. Der Pope schritt, vom Küster gefolgt, langsam die Straße des Städtchens entlang. Man grüßte ihn freundlich und höflich von allen Seiten, viel freundlicher und höflicher als sonst. Hin und wieder traten Männer, Frauen und Mädchen zu ihm heran, faßten seine Hand, küßten sie und schauten ihm mitleidsvoll in die Augen.

Diese stillen Mitleids- und Ehrenbezeigungen thaten dem Popen wohl. „In die Kirche kommen sie nicht," dachte er, „sie haben blutwenig Christenthum im Leibe, aber gutmüthig sind sie doch, die Lumpen, sie fühlen, was für ein schwerer Schlag mich betroffen."

Und während ihm dies durch den Sinn zog, hob er das Haupt, das er noch immer hatte trübe hängen lassen, allgemach empor. Das Bewußtsein, daß man heute im ganzen Städtchen nur von ihm sprach, ihn überall bemitleidete, erregte ein mit Wehmuth gemischtes Gefühl des Stolzes in seiner Seele. Die Thränen schossen ihm wieder in die Augen.

Und mit thränennassen Augen blickte er forschend nach rechts und links, als wollte er sagen: „Seht ihn Euch nur an, den armen Popen Danila, vor dem Ihr sonst so wenig Respekt habt, weil er ab und zu ein Gläschen über den Durst trinkt! Heute jauchzt er nicht, heute trinkt er nicht, heute tanzt er nicht, wie er es vorigen Sonntag erst in Anicas Schänkstube gethan. Heute ist er der unglücklichste Mensch der Welt, heute ist sein zweijähriges Kind mutterlos und er selbst mit dreißig Jahren Wittwer."

Plötzlich blieb er stehen. „War sie nicht ein seltenes Weib, Pandele?" fragte er mit weinerlicher Stimme den Küster.

„Das war sie," bekräftigte dieser, „wenn sie auch einige Schwächen hatte: etwas jähzornig, gab gern eine Ohrfeige und noch lieber zwei. Gott verzeih' mir die Sünde, wenn das eine üble Nachrede ist!"

„Sie hatte aber doch ein goldenes Herz," sagte leise der Pope.

„Das hatte sie," erklärte der Küster nachdrücklich, „aber sie war zu dick, zu fett, drum hat sie auch der Schlag gerührt. Freilich, wenn sie mindestens zehn Jahre jünger gewesen wäre..."

„Ja, sie war fünfundvierzig Jahre alt, die Arme!" seufzte der Pope. „Gott sei ihrer Seele gnädig!"

* * *

Einige Minuten später saß der Pope in seinem freundlichen Stübchen. Ein Krug Rothwein und zwei Gläser standen auf dem Tisch. Der Küster schenkte die Gläser voll.

„Für Jeden von uns," sagte Pandele gerührt, „schlägt früher oder später das letzte Stündlein. Darum muß man trachten, die paar Jährchen auszunutzen, die uns beschieden sind. Ihr sollt lange leben und gesund sein, Vater Danila!"

Die Gläser klangen. Tiefe Stille herrschte eine Weile. Der Küster entzündete eine Talgkerze, dann füllte er von Neuem die Gläser.

„Der Wein erfreut des Menschen Herz," begann er lächelnd. „Wo steht das geschrieben?"

„Ich glaube, in der Bibel," entgegnete der Pope und starrte trübsinnig auf den Weihwedel, der über dem Bilde des heiligen Spiridion an der Wand hing.

„In der Bibel," bemerkte der Küster, „stehen gar kluge Sprüchlein. Solch ein Sprüchlein habe ich erst gestern der Schankwirthin Anica drüben eingeschärft, als sie klagte, es falle ihr schwer, allein die Wirthschaft zu führen."

„Was war das für ein Sprüchlein, Pandele?"

Der Küster blinzelte über das Glas hinweg. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, besonders wenn dieser Mensch eine fünfundzwanzigjährige Wittwe ist wie Anica. Für ein junges schönes Weibsbild giebt es ja allerhand Versuchungen; der Teufel ....."

„Sei wenigstens heute nicht so gotteslästerlich!" unterbrach ihn der Pope mit wehmüthiger Stimme. „Trink Deinen Wein aus und geh', laß mich allein und bestell' mir drüben bei Anica etwas Warmes! Ich hab' seit drei Tagen fast nichts gegessen."

Der Küster leerte sein Glas und ging. Der Pope lehnte das Haupt in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Eine tiefe Müdigkeit überkam ihn. Da schlugen plötzlich die Klänge einer Zigeunerfidel an sein Ohr. Er horchte auf. Wo war es nur? Richtig. Man spielt drüben in Anicas Wirthsstube zum Tanz auf. Vorigen Sonntag hatten ihn diese Klänge in die Schänke hinübergelockt, wo er bis Mitternacht getanzt. Und als er heimgeturkelt kam, lustig, übermüthig, jauchzend, da gab es einen heillosen Skandal. Seine Gottselige hatte ja im Grunde Recht. Ein tanzender Seelsorger in einer Schänke! Ein Seelsorger, der einer jungen Wittwe beharrlich nachsteigt! Er hatte ihre Strafpredigt vollauf verdient. Nur der Besen, mit dem sie ihm bei dieser Gelegenheit den Rücken bearbeitet hatte, der war überflüssig gewesen. Aber es geschah eigentlich doch auch nur aus Liebe! „Geliebt hat sie mich, das muß man ihr lassen," murmelte er mit bebender Stimme und preßte die Hände vor das Gesicht. Und dabei flogen ihm allerhand Bilder durch den Kopf: das wachsbleiche Antlitz seiner Gottseligen, der Leichenzug, die Kirchenfahnen, die Frauen an den offenen Hausthüren, Anicas volles rothwangiges Gesicht und ihre Büste.

Da öffnete sich die Thür, die Schankwirthin trat ein, eine Schüssel in der Hand.

* * *

Ein prächtiges Weib mit breiten Hüften, die Formen jugendlich kräftig. „Ich hab' was Warmes gebracht," sagte sie, „ein gebratenes Huhn."

Der Pope nickte stumm und düster.

Bald darauf war der Tisch gedeckt. „Langen Sie zu!" sagte Anica, „essen muß der Mensch ja doch."

Er folgte der Weisung und entwickelte einen kräftigen Appetit. Kein Wunder, wenn man drei Tage nichts Warmes zu sich genommen. Das Huhn mundete ihm also vortrefflich und der gluthvolle Rothwein dazu nicht minder.

Es wurde ihm leicht um's Herz. Hin und wieder streifte er mit einem raschen Blick die schlanke Gestalt der Wittwe. Aber er sprach kein Wort. Erst in dem Augenblick, da er Messer und Gabel kreuzweise auf den Teller legte, seufzte er schwer und sagte: „Ich fürchte, ich verwinde den Schlag nicht, so ein...."

„Seelengutes Weib!" fügte Anica hinzu und wischte sich mit dem Zipfel der Schürze die Augen.

„Und eine Wirthin!" fuhr der Pope fort. „Wie hat sie die Pflege meines Weinberges verstanden! Wie hat sie die dreißig Hektar Ackerland bewirthschaftet! Wie soll ich das alles jetzt allein fertig bringen?"

„Ich denke," sagte Anica, indem sie sich niederließ, „das Beste wäre, Sie treten aus dem geistlichen Stande und widmen sich ganz der Wirthschaft."

„Das wäre vielleicht das Beste," nickte der Pope, erhob sich und ging einige Male in der Stube auf und ab. Dann setzter er sich auf den Divan neben dem jungen Weibe.

„Einen Weinberg und dreißig Hektar zu bearbeiten," hob er nachdenklich an, „das ist eine Plage."

„Gewiß," bestätigte Anica seine Worte, „ich weiß es, ich habe ja auch so viel."

„Das gäbe zusammen ein hübsches Landgütchen," fuhr es dem Popen durch den Sinn. Er schaute eine Weile sinnend vor sich, dann blickte er dem jungen Weibe in die Augen.

Sie senkte die Lider.

„Wenn ich den geistlichen Talar für immer ablege," murmelte er, „dann könnte sich ja manches finden."

„Was?" fragte sie leise.

„Was weiß ich!" entgegnete er, schmiegte sich eng an sie und schlang, einem jähen Drange folgend, den Arm um ihren Nacken. Sie wehrte es nicht.

Da blitzte noch einmal der Gedanke an die Gottselige in ihm auf.

„Sie war ein seltenes Weib!" flüsterte er und küßte leise schluchzend der jungen Wittwe den rothen Mund — einmal und dann wieder.....

Der Experimentirkasten.

Humoristische Skizze von Wilh. Frerking (Hannover).

„Strebsame Knaben muß man aufmuntern und in ihren nützlichen Neigungen unterstützen," meinte meine Frau, und obgleich mir anfänglich der Preis von 18 Mark und 50 Pfennig reichlich hoch, auch die hervorragende Nützlichkeit nicht ganz unanfechtbar schien, so fügte ich mich doch als verständiger Mensch und Gatte schließlich gern besserer Einsicht, und am nächsten Geburtstage meines Aeltesten prangte auf dem Tische neben dem Kuchen ein hübscher Experimentirkasten mit einer Menge allerliebster physikalischer Instrumente.

Mein Junge bastelte nämlich ungeheuer gern mit allerlei zusammengesuchtem Handwerkzeuge im Hause herum, und seitdem er einmal vor den Augen seiner Mutter aus einer Medizinflasche und dem abgebrochenen Stiel einer Thonpfeife einen etwas kurzhalsigen Heronsball hergestellt hatte, sah meine Frau ihren Liebling schon in dem Glorienschein eines weltumgestaltenden Erfinders a la Edison. Als nun gar noch sein Zeugniß in Physik eine einwandfreie „2" aufwies, die unserm bescheidenen und besonders während des Sommersemesters an weniger gute Zensuren gewöhnten Sinne gewaltig imponirte, so war es bei meiner lieben Frau beschlossene Sache, daß ich den sehnsüchtigen Wunsch Ludwigs erfüllen sollte, und das Resultat war die erwünschte Geburtstagsüberraschung.

Der Junge war rein närrisch vor Glück und machte in seiner unbegrenzten Dankbarkeit abwechselnd Zärtlichkeitsattentate auf die Mutter und mich. Dem kleinen Friedrich, der sich mit liebenswürdiger Dreistigkeit als Mitbetheiligten an den Geburtstagsgaben des Bruders betrachtete, imponirte vorläufig unter allen Apparaten nur die Spritze aus Glas, von der er sich in dunkler Vorahnung eine amüsante Verwendung versprach. Er probirte sie gleich in seiner Kaffeetasse, was natürlich der verständigere Bruder aus mehreren Gründen rügte und untersagte. Da aber Friedrich sein vermeintliches Anrecht an den Instrumenten mit Nachdruck vertheidigte und die Spritze nicht gutwillig herausgeben wollte, so entspann sich eine kleine Balgerei, bei der das gläserne Ding um ein Haar in Trümmer gegangen wäre. Ich mußte die Streitenden trennen, war diesmal mit Rücksicht auf den Geburtstag sehr sanft und ohne Handgreiflichkeiten vor sich ging.

Unter erschwerenden Umständen wurde endlich der Kaffee genossen, denn während die eine Hand den Kuchen zum Munde führte, machte sich die andere mit irgend einem der Apparate zu schaffen, wobei wegen der robusten Behandlung, die Fritzchen den meist aus Glas gefertigten Sachen angedeihen ließ, immer auf's Neue der eben gestillte Bruderzwist auszubrechen drohte.

Endlich waren sie fort, zur Schule, und während meine Frau den Kaffeetisch abräumte, packte ich die umherliegenden Sachen fein säuberlich wieder in ihr Behältniß.

Meine eigene Schulzeit tauchte wieder auf, als ich die physikalischen Gegenstände so durch meine Finger gehen ließ. Ich kannte sie jetzt alle wieder, die krausgestalteten Instrumente, und wußte auch noch ganz gut mit ihnen umzugehen. Da war die Leydener Flasche, dieser Glasstab diente dazu, sie mit Elektrizität zu laden, der Saugheber sollte den Luftdruck auf Flüssigkeiten erläutern, und das Zink-Kohle-Element — nun, ähnliche, galvanische Elemente kennt heutzutage, wenigstens der äußeren Erscheinung nach, jedes Kind von der elektrischen Klingelleitung her. Und dann die Magnete, der kleine Hohlspiegel, die zierliche Dampfmaschine, die Spirituslampe zu Versuchen aus der Wärmelehre — wie nett und sauber Alles gearbeitet war! Es fehlte nicht viel, so hätte ich selbst auf meine alten Tage wieder ein wenig experimentirt.

Als ich Mittags aus dem Bureau nach Hause kam, waren meine Herren Söhne natürlich schon mit Feuereifer am Werke. Die Dampfmaschine pustete und rasselte unter den Händen Ludwigs, während Friedrich es mit dem Magnetismus hatte und alle Näh- und Stopfnadeln vom Nähtische durch eifriges Streichen am Magneten mit dieser nützlichen Kraft ausrüstete. Die Mutter stand dabei und freute sich des wissenschaftlichen Treibens. Erst als sie merkte, daß ihre Nadeln nach Fritzchens Behandlung nicht mehr recht stechen wollten, vermies sie den geschäftigen Experimentator mit ungewöhnlicher Milde auf Stricknadeln, an denen nichts zu verderben war.

Aehnlich ging es auch die folgenden Tage. Jeder freie Augenblick wurde mit Experimenten ausgefüllt, und schon warf eine besonders schlechte Note des Aeltesten und eine Stunde Nachsitzen wegen einer von Fritz unterlassenen Rechenarbeit bedenkliche Streiflichter auf die ausschließliche Beschäftigung mit der Physik.

Aber es sollte noch besser kommen!

Zwar den großen schwarzen Fleck auf der Decke unseres Sophatisches im Wohnzimmer verheimlichte mir meine liebe Frau durch klügliche Verwendung eines gestickten Tischläufers, den sie früher als greulich verurtheilt und — obgleich er ein Geschenk meiner Nichte war — ganz aus unserm Gesichtskreis verbannt hatte. Ich sollte nicht erfahren, daß Ludwig den garstigen Fleck erzeugt hatte beim Füllen seines Tintenglases, wozu er sich in wissenschaftlicher Weise des im Experimentirkasten vorhandenen Saughebers bediente, anstatt einfach aus der Flasche einzugießen. Dahingegen konnte man mir einen Strafzettel meines jüngsten Sprößlings doch nicht vorenthalten, in dem stand, der Knabe habe durch „Blenden" mit einem Hohlspiegel groben Unfug getrieben.

Natürlich war es der nette Hohlspiegel aus unserm Experimentirkasten, der in Fritzchens Hosentasche übergesiedelt und in der Schule dazu benutzt worden war, verschönernde Lichteffekte auf dem Gesichte des Herrn Professors hervorzurufen.

Der Lichtspielerei folgte meinerseits selbstverständlich ein heftiger „Schlagschatten," worauf Fritz heulend gelobte, es ganz gewiß nicht wieder zu thun. Diesmal konnte ich mich auf sein Versprechen verlassen, da das „corpus delicti" vom Lehrer konfiszirt worden war.

Aber noch an demselben Tage folgte eine zweite Auflage für Fritzchen, weil gegen Abend Mutter Müller, die wackere Höckersfrau, die ihren Obst- und Gemüsekram unserer Wohnung schräg gegenüber aufgeschlagen hatte, mit der ihrem Stande eigenen Energie bei uns eintrat und sich über meinen Jungen beklagte, der sie aus dem sicheren Versteck eines Kellerfensters wiederholt mit Wasser bespritzt habe. Zum Beweise dessen zog sie mit der einen Hand den sanft widerstrebenden Missethäter am Kragen hinter sich her, während sie mit der andern die noch auf Stirn, Wange und Kopftuch perlenden Tropfen abtrocknete.

Die Frau wurde um so leichter zufriedengestellt, als meine Familie zu ihrer Kundschaft zählte. Außerdem hatte sie es ja auch nur sagen wollen, „weil man sich doch von solchen Bengeln nicht Alles kann gefallen lassen."

Mit gemischten Gefühlen betrachtete ich seitdem den Experimentirkasten und die Beobachtung, daß auf den Fensterbrettern die zu voll gegossene Spirituslampe unterschiedliche Ringe in die glänzende Lackfarbe gezeichnet hatte, konnte mich nicht freundlicher stimmen. Aber ich hielt noch an mich; Geduld ist eine Tugend, durch die der Gatte und Vater sein Glück am häuslichen Herde zu ungeahnter Höhe steigern kann.

Da geschah es an einem heiteren Augustnachmittag, daß ein fürchterlicher Schrei und ein wüstes Gepolter mich aufschreckte. Ich eilte in die „gute" Stube, von wo der Lärm ausging, und kam dort gleichzeitig mit meiner Frau an, die ebenfalls im höchsten Schrecken herbeigelaufen war.

Was wir vorfanden, spottete jeder Beschreibung. Auf dem Fußboden lag in Scherben das elektrische Element und hatte seinen Säure-Inhalt über den schönen Smyrna-Teppich ergossen; nahe dem Sopha aber stand Frieda, unser Hausmädchen, und befah heulend und scheltend ihre innere Handfläche. Sie betannte sich auch als Urheberin des alarmirenden Schreies, und zwar war dieser die Folge eines elektrischen Schlages gewesen, den ihr Ludwig mittelst der stark geladenen Leydener Flasche beigebracht hatte. Auf seine freundliche Aufforderung hatte sie ihre arbeitsfrohe Rechte arglos an das Glas gelegt und dann mit der Linken den Knopf berührt; Ludwig hatte arglistigerweise verheißen, daß sie dann die Engel im Himmel würde singen hören.

Hätte der Bösewicht die Wirkung seiner That voraussehen können, so wäre die Sache doch wohl anders ausgefallen, denn mit einem furchtbaren Aufschrei fuhr das erschreckte Mädchen nach der Entladung mit der Hand herum und stieß dabei das Zink-Kohle-Element vom Tische.

Das war eine schöne Bescheerung!

Das Mädchen heulte, die Jungen heulten, meine Frau heulte und ich war der Einzige, der dem eigentlichen Ursprunge des Unglücks nachforschen konnte, denn ich wollte doch wissen, wie die Jungen mit ihrer Spielerei in den geheiligten Raum der Staatsstube gekommen waren.

Stoßweise nur kam es heraus, daß sie mit dem physikalischen Krimskrams hierher übergesiedelt waren, weil sie ursprünglich mit dem Brennglase Versuche anstellen wollten und das Kinderzimmer hatte nur Morgensonne. Die Resultate dieser Versuche fand meine Frau denn auch sofort in Gestalt mehrerer kreisrunder Löcher mit braunen, verschwelten Rändern, die von den wißbegierigen Knaben mit Hilfe der lieben Sonne in die Uebergardinen von Leinenplüsch gebrannt worden waren. Dann war man des Treibens müde geworden, auch hatte der brenzliche Geruch Bedenken erregt und einträchtig begannen die Brüder das Laden der Flasche.

Den Glasstab reibt man zur Erregung von Elektrizität bekanntlich am erfolgreichsten mit einem seidenen Tuche, und die klugen Knaben hatten denn auch mein einziges weißseidenes Taschentuch, das ich nur bei ganz besonderen Anlässen im Frack zu tragen pflege, als dazu sehr geeignet befunden und einem augenscheinlich sehr energischen Gebrauche unterzogen.

Nun schob jeder der beiden Sünder in edlem Wettstreite alle Schuld auf den Anderen, was indessen der wohlgemessenen Tracht Schläge, die Jeder von ihnen bekam, keinerlei Abbruch that.

Inzwischen waren die Scherben aufgelesen und die Säure wurde so gut es eben gehen wollte, vom Teppich aufgetrocknet. Er war aber doch grade in seinem stahlgrauen Mittelfelde, wohin sich der Hauptstrom ergossen hatte, stellenweise vollständig durchnäßt, und als wir ihn am andern Morgen besahen, zeigte er dort eine freilich nicht regelmäßige und schöne, dafür aber um so augenfälligere Marmorirung mit einem rostigen Roth. Die Säure hatte die Farbe zerstört und auch den Stoff sehr mürbe gemacht. Das ehemalige Prachtstück liegt seitdem in meinem Arbeitszimmer. An die Tischdecke waren nur einige Spritzer gekommen, die man wenig bemerkt, wenn die betroffene Seite dem Sopha zugekehrt wird.

Meine Frau ist im Allgemeinen sehr sanftmüthig; aber die Verunglimpfung ihrer besten Stube verträgt wohl keine Frau. Glücklicher Weise waren die Jungen bereits zur Schule, als sie am andern Morgen die Entdeckung des Unheils an Teppich und Decke machte; sie kamen später, nachdem der erste Zorn verraucht war, bedeutend milder weg und brauchten es ja auch nicht mit anzuhören, wie meine liebe Frau in ihrer nicht unberechtigten Erregung im letzten Grunde mich verantwortlich machte für alles Unheil, das der leidige Experimentirkasten über unser friedliches Haus gebracht hatte. Ein verständiger Mann sollte doch seinen Kindern nicht so gefährliche Sachen als Spielzeug in die Hände geben, ganz abgesehen von dem Sündengelde, das der Kasten kostete.

Ja, ja, sie hatte Recht — wie immer!

Der Experimentirkasten aber fristet seitdem auf dem Speicher ein ruhm- und thatenloses Dasein.

Das Reiterlied im „Wallenstein."

Von Zoe von Reuß.

Die Tagesblätter haben schon erwähnt, daß am zwölften Oktober hundert Jahre vergangen waren, seit der ersten Aufführung von „Wallensteins Lager" in Weimar. Das erinnert mich an eine häufig vernommene Erzählung meines Großvaters, der damals „Studiosus jur." in Jena war und das Stück tapfer mit angeschrieen, angejubelt und das Reiterlied mit den Kommilitionen ganz ungenirt aus dem Parterre heraus mitgesungen hat. Die Jenenser Studentenschaft fühlte sich nämlich mit dem Komponisten gewissermaßen solidarisch verbunden, weil er, während des Sommers in Jena lebend, häufig in akademischen Kreisen verkehrte; deshalb war man auf allerlei sonderbaren Vehikeln der Jenenser Pferdephilister oder auf der Rosinante selbst herbeigeeilt, um den Triumph von Adam Villaret mitzufeiern. Denn ein Triumph war es für den jungen, unbekannten Musiker, daß sich Schiller für seine Komposition entschied, nachdem Zumsteeg und Andere abgelehnt worden waren. So leicht zufrieden zu stellen das bescheidene große Dichterherz war, hinsichtlich der Komposition seines Reiterliedes zeigte es sich äußerst anspruchsvoll! Nichts war ihm packend, feurig, zündend genug! „Nein, nein, ein bissel Marseillaise muß es halt sein, ein bissel Marseillaise!" war das gewöhnliche Urtheil. An diesem Anspruch scheiterte alles — bis der Zufall zu Hilfe kam.

Adam Villaret, der junge Salzburger Musiker, war im Frühling 1798 über Leipzig nach Jena gekommen, um sich um die erledigte zweite Kapellmeisterstelle in Weimar zu bewerben. Er wandte sich an Goethe, der alles vermochte, und erhielt wirklich Audienz, um sein Gesuch persönlich vorzutragen. Aber Goethe ließ ihn antichambriren, wie Andere häufig auch. Die Minuten wurden bald zu Viertelstunden. Ungeduldig, von feurigem Temperament, trommelt der junge Musiker einige Takte der damals vielgesungenen Marseillaise als musikalische Reminiscenz heraushören ließen. Als er sich endlich umwandte, erblickte sein Künstlerauge eine durch eine Seitenthür eintretende Gestalt von hohem Wuchs, wohlgebildetem Körperbau, edlen, aber ungezwungenen Bewegungen, das Auge lebhaft, die Stirn vornehm, die Nase von antiker Schönheit: Goethe in seiner Majestätspracht! Er kam von draußen hatte aber den Ausbruch des Unwillens jenes Gastes gehört und sagte kurz: „Sie sind der Musiker, der die Kapellmeisterstelle haben will?"

„Zu dienen, Euer Gnaden! — Ich bitte unterthänigst —"

„Ein ander Mal von Ihrem Gesuch! Jetzt gehen Sie sogleich zum Hofrath Schiller, und sagen Sie ihm, ich schickte Sie wegen seines Reiterliedes! Alles Andere später!"

„Jawohl, Euer Gnaden!"

„Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Hofrath Schiller Ihnen die Komposition des Liedes anvertrauen wird, und fordere Sie auf, das Lied zuerst mir zu bringen — verstanden? Ich werde alles Andere einzurichten wissen! Auf Wiedersehen!" So entließ der Geheimrath den Komponisten.

Acht Tage später erhielt Goethe das Reiterlied — es war thatsächlich „a bissel Marseillaise" geworden. Er war klug genug, dasselbe Corona Schröter zum Vortrag anzuvertrauen; der hinreißende dramatische Ausdruck der genialen Künstlerin verhalf der Komposition zu glänzendem Siege! Schiller war entzückt, und Goethe, dem der Freund diesmal recht unbequem geworden war, nicht viel weniger, besonders weil der Tag der Aufführung von den „Herrschaften" mit Ungeduld erwartet wurde. Als man sich gegen Mitternacht trennte, trat Goethe zu Corona Schröter und flüsterte ihr in's Ohr:

„Sie haben mich wiederholt um den versprochenen Stammbuchvers gemahnt, liebe Corona! Sie finden ihn heute als Dank auf meinem Schreibtisch!"

Die Künstlerin eilte in des Geheimraths Studirzimmer hinüber. Auf der mit grünem Niederländer Tuch bezogenen Schreibtischplatte lag wirklich das Stammbuch, das Goethe schon seit geraumer Zeit zur Einzeichnung anvertraut war. Daneben eine mächtige Gänsefeder, noch tintenfeucht. Die eingeschriebenen Worte lauteten:

„Im Zimmer und im hohen Saal
Hört man doch nie sich satt,
Und man begreift zum ersten Mal,
Wozu man Ohren hat!
Im Volkslied oder Kunstgesang,
Im Drama oder Spiel,
Der Hörer weiß Dir immer Dank,
Du gabst ihm, was gefiel!"

Die Begeisterung, die „Wallensteins Lager" bei der ersten Aufführung am 12. Oktober 1798 fand, war so groß und allgemein, daß es Niemand Wunder nahm, als die Jenenser Studentenschaft das zündende „Reiterlied" mitsang, ähnlich wie es mit dem „Räuberlied" zu geschehen pflegte. Das Lied flatterte, gleich letzterem, auch schnell in die Welt hinaus und umkreiste als Sturmwind die Erde. Aber je weiter es zog, je mehr sich die Grenzen seiner Herrschaft erweiterten, um so mehr ist der Name seines Komponisten verhallt — wie das Wehen des Sturmwindes selbst. Trotz seiner Volksthümlichkeit ist es aber niemals zum Gassenhauer geworden, wie in scheuer Pietät vor seiner vornehmen Abstammung.

Bescheidener Gold-Bergbau.

Wenig von sich reden macht die Gewinnung von Gold aus Erzen niederen Grades, wie sie z. B. in Süd-Dakota häufig vorkommen. Nichtsdestoweniger kann bei guter Leitung, resp. sachverständiger Arbeit, dieser Bergbau zu einem recht gewinnbringenden gemacht werden.

Bemerkenswerth in dieser Hinsicht ist u. A. der neueste Jahres-Bericht der „Homestead Mining Co." von Süd-Dakota. Dieselbe hatte im verflossenen Rechnungs-Jahre in ihren drei Mühlen 540 Stampfhämmer in Betrieb (gegen 400 im Jahre vorher) und dieselben zermalmten 548,390 Tonnen Erz; der durchschnittliche Ertrag von Rohgold betrug pro Tonne $4.56. Dabei beliefen sich die Gesammt-Kosten auf $3.38 pro Tonne, wovon $2.17 auf die eigentlichen Bergbau-Kosten entfallen; sogar die „Office"-Kosten und andere indirekte Ausgaben sind in der Gesammt-Summe mitgerechnet.

Es verbleibt somit ein Reingewinn von $1.18 pro Tonne, — und die Menge that das Uebrige. Dieser Rein-Profit war genügend, um 500,000 Dollars in Dividenden zu zahlen und die Baar-Bilanz der Gesellschaft beträchtlich zu vergrößern.

Erheblich niedriger sind die Betriebs-Kosten der Alaska Tradwell Co." einer unserer anderen großen Gesellschaften, die sich mit Goldgewinnung aus Erzen niederen Grades befassen. Doch liegt von hier noch kein so umfassender Bericht vor, wie von der ersteren Gesellschaft, und ein genauer Vergleich läßt sich daher nicht ziehen, so interessant er auch, angesichts der verschiedenartigen äußeren Verhältnisse, sein müßte. In Fachkreisen wird der obige Ausweis jedenfalls als ein glänzender betrachtet.